

Ernst Robert Curtius/Max Rychner, *Freundesbriefe. 1922–1955*. In Zusammenarbeit mit *Claudia Mertz-Rychner* hg. und kommentiert von *Frank-Rutger Hausmann*. (Analecta Romanica 83) Klostermann, Frankfurt/M. 2015. 909 S., € 198,-.

Ernst Robert Curtius, *Briefe aus einem halben Jahrhundert. Eine Auswahl*. Hg. und kommentiert von *Frank-Rutger Hausmann*. (Saecula Spiritualia 49) Koerner, Baden-Baden 2015. 691 S., € 98,-.

Besprochen von **Wolfgang Asholt**: Humboldt-Universität Berlin, Institut für Romanistik, Dorotheenstraße 65, D-10117 Berlin, E-Mail: wolfgang.asholt@hu-berlin.de

DOI 10.1515/arbi-2016-0021

Wenn Hugo Friedrich 1969 an Fritz Schalk schreibt, Curtius' Briefe seien „Dokumente zur europäischen Geistesgeschichte zwischen den Weltkriegen“ (II, S. 16),¹ so trifft diese Einschätzung des Freiburger Romanisten, den Curtius mehrfach kritisierte, in jeder Hinsicht zu, gilt aber für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts insgesamt. Deshalb muss man bedauern, dass es seitdem fast eines halben Jahrhunderts bedurfte, einen Teil dieser Briefe einem größeren Publikum zugänglich zu machen. Dem Freiburger Romanisten und Herausgeber der beiden voluminösen Korrespondenzbände, Frank-Rutger Hausmann, ist also umso mehr zu danken, sich dieses Desiderats angenommen zu haben, bevor es in die Gefahr geriet, als solches nicht mehr wahrgenommen zu werden.

¹ Der Band *Freundesbriefe. 1922–1955* wird künftig als „I“ zitiert, die *Briefe aus einem halben Jahrhundert* als „II“.

Ernst Robert Curtius ist zwar unbestritten einer der großen Romanisten des 20. Jahrhunderts, doch seine Bedeutung ist in seinem Fach, vielleicht weniger im Ausland, zu großen Teilen in Vergessenheit geraten, teilweise auch bestritten oder gar als gefährlich kritisiert worden. Seit den Curtius gewidmeten Sammelbänden im Umfeld des 100. Geburtstags (14. April 1986) sind nur noch Einzelstudien entstanden, als ob eine Gesamtdarstellung und -würdigung mehr als Ein-einvierteljahrhundert nach seiner Geburt in Thann (Elsaß) nicht mehr von Belang sei oder aber heutige Forscher überfordere. Denn das Curtius-Massiv besteht aus mehreren Höhenkämmen, zumindest drei sind nach ihm von Romanisten nicht mehr so beeindruckend erreicht worden. Das gilt für den Kenner der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts und seiner Gegenwart wie für den ‚kulturellen Wegbereiter‘ zwischen beiden Ländern, zu dem sich Curtius seit den *Literarischen Wegbereitern des neuen Frankreich* (1919) in der Weimarer Republik entwickelt, ebenso wie für die Begründung der Toposforschung mit *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* (1948), deren Bedeutung allein Erich Auerbachs zwei Jahre zuvor im selben Verlag (Francke) erschienene *Mimesis* gleichkommt. Und dies gilt nicht zuletzt für den ‚Journalisten‘ Curtius, für die Zeit vor 1933, von der *Frankfurter Zeitung* über die *Neue Rundschau* bis zur *Literarischen Welt*, für seine (seltene) Mitarbeit (unter Pseudonym) an Schweizer Zeitungen während der NS-Zeit und für das Jahrzehnt nach 1945 etwa mit der 1949 in der *Tat* eröffneten Jaspers-Kontroverse oder mit den Büchertagebüchern, die sowohl in der *Tat* wie auch in der *Süddeutschen Zeitung* veröffentlicht wurden und mit denen Curtius eine Breitenwirkung wie vor oder nach ihm kein anderer Romanist erreicht.

Die beiden Briefwechsel können eine Gesamtwürdigung Curtius‘ nicht ersetzen, wohl aber die Dimension seines Schaffens und Wirkens verdeutlichen und vielleicht bewirken, dass auch sein Werk wieder breiter wahrgenommen wird. Curtius war nicht nur (literatur-)wissenschaftlich außergewöhnlich produktiv (allein in den Jahren der Weimarer Republik veröffentlichte er sechs Frankreich und der französischen Literatur gewidmete Monographien), er war auch in jedem und einem heute fast nicht mehr vorstellbaren Sinne ein *homme de lettres*. Frank-Rutger Hausmann schätzt die Zahl der von ihm geschriebenen Briefe auf 10–15000, von denen er 3600 ermittelt hat. Zwar sind seit 1963 Curtius-Briefwechsel mit einzelnen Korrespondenten erschienen, doch kam das vor 25 Jahren begonnene Projekt einer siebenbändigen Curtius-Korrespondenz nicht über das Planungsstadium hinaus. Umso verdienstvoller ist es, dass Frank-Rutger Hausmann ein Zehntel (II, S. 350) der ihm zur Verfügung stehenden Curtius-Briefe ausgewählt und unter dem Titel *Briefe aus einem halben Jahrhundert* veröffentlicht hat. Die Kriterien für die Auswahl werden überzeugend dargelegt.

Die 350 Briefe an 180 Adressaten sind aufschlussreich für Curtius‘ Werdegang und seine Netzwerke, vor den Augen der Leser entsteht eine intellektuelle Biographie des Briefschreibers. Von fast unschätzbarem Wert sind dabei die ausführlichen und differenzierten Kommentare, die den einzelnen Briefen beigegeben sind und die nicht nur über den Umfang der jeweiligen Korrespondenz und die Korrespondenten informieren, sondern auch den Zusammenhang des jeweiligen Briefes mit den Arbeiten und Auffassungen von Curtius, mit dem betreffenden

wissenschaftlichen oder intellektuellen Milieu und dem (kultur-)politischen Umfeld erläutern. Dabei kann Hausmann umfassend auf seine Arbeiten zu den Geisteswissenschaften in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zurückgreifen, so dass seine oft umfänglichen Kommentare ihrerseits eine „Dokumentation europäischer Geistesgeschichte“ bilden.

Ihre eigentliche Bedeutung für unser Curtius-Bild gewinnt diese Korrespondenz jedoch mit dem zweiten Teil des Diptychons, den *Freundesbriefen*, das heißt dem Briefwechsel zwischen Curtius und seinem Schweizer Freund, dem Literaturkritiker und Autor Max Rychner (1897–1965), dessen Tochter Claudia Mertz-Rychner die Korrespondenz zur Verfügung gestellt und mitkommentiert hat. Hier lernen wir einen Curtius kennen, der dank der zu Recht als Freundschaftsbriefe charakterisierten Korrespondenz mit großer, oft ungeschützter Offenheit einfühlend, souverän, ironisch, sarkastisch, selten lobend, oft kritisch und zuweilen ungerecht Werke, Zeitgenossen und eigene Befindlichkeiten kommentiert und zuweilen seinen freundschaftlichen Gefühlen nicht nur keine Zügel anlegt, sondern sich geradezu ‚offenbart‘. Auf diese Freundschaft trifft das zu, was Montaigne im Essay *De l’amitié* über seine Freundschaft mit Etienne de La Boétie schreibt: „parce que c’était lui; parce que c’était moi“ (*Les Essais* I,18). Mit dem mehr als zehn Jahre jüngeren und ihn bewundernden Rychner hatte Curtius nicht nur einen außergewöhnlich talentierten und versierten Feuilletonjournalisten gefunden, sondern auch einen Freund mit gemeinsamen Anschauungen, Werten und Interessen. 1927 schreibt Curtius an Rychner: „Aus der Lit. Welt erfahre ich zu meiner Genugtuung, daß Du „kulturkonservativ“ bist. Wie herrlich trifft sichs, daß ich es auch bin“ (I, S. 151), wobei Hausmann in der Fußnote auf den zu Grunde liegende Aufsatz von Axel Eggebrecht verweist, in dem es heißt: „Zugleich aber ist er [Rychner], wie so viele Schweizer Internationalisten, kulturkonservativ“ (ebd.). Diese Einordnung als kulturkonservativer Internationalist, das heißt Europäer, entspricht der Selbstwahrnehmung Curtius’, und sie führt dazu, dass beide sich gerade in der Zeit des Nationalsozialismus fast unausgesprochen verstehen.

Beide Bände stellen angesichts des momentan wohl nicht ausführbaren, aber in jeder Hinsicht förderungswürdigen Projekts einer Gesamtausgabe der Curtius-Korrespondenz eine fast ideale Kombination dar. Die *Briefe aus einem halben Jahrhundert* vergegenwärtigen den Romanisten, den kulturellen Wegbereiter und den europäischen Internationalisten Curtius, die *Freundesbriefe* den Menschen Curtius, der Einblicke und Bekenntnisse gewährt, wie sie ihm anderen Korrespondenten gegenüber unangemessen scheinen.

Die *Briefe aus einem halben Jahrhundert* sind acht Lebensabschnitten zugeordnet, die Veränderungen in der persönlichen, beruflichen und wissenschaftlichen Entwicklung Curtius’ entspre-

chen oder in denen die politische Situation sich auf diesen Werdegang auswirkt. Neben den bekannten universitären Stationen (Straßburg, Bonn, Marburg, Heidelberg und wieder Bonn), wobei auffällt, wie wenig Kontakte zu den „Marburger Schulen“ in Philosophie und Theologie bestehen, spielen insbesondere „Netzwerke“ unterschiedlicher Ausrichtung für die Korrespondenz eine wichtige Rolle: vom George-Kreis in den Jahren der wissenschaftlichen Qualifikation, über das Mayrisch-Komitee und Colpach in der Weimarer Zeit, damit teilweise einhergehend den *NRF*-Kreis² und die Dekaden von Pontigny bis zum Warburg-Institut. Auffällig, und wahrscheinlich sowohl politisch wie persönlich bedingt, ist allerdings, dass seit 1933 von diesen Netzwerken nur noch individuelle Korrespondenzen bleiben, dass Curtius aber auch nach 1945 an solchen wissenschaftlichen oder kulturpolitisch-zivilgesellschaftlichen Unternehmungen kein Interesse mehr zu haben scheint. Dies gilt auch für das Institute for Advanced Studies in Princeton.

Die Auswahl der Briefe setzt deutliche Schwerpunkte. Während den jeweils fünf Jahren der Stationen Marburg, Heidelberg und Bonn (bis 1933) zwischen 30 und 37 Briefe gewidmet werden, entfallen auf die 12 Jahre des NS-Regimes 97 Briefe, auf die vier Jahre der „Konzentration auf das Opus magnum“ *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* 48 Briefe und auf das eine Jahr der USA-Reise (Goethe-Feiern in Aspen, Princeton) nicht weniger als 26 Briefe. Damit wird der wegen seines Verhaltens zur Zeit des Dritten Reiches umstrittene, aber auch weniger bekannte Curtius vom Herausgeber bewusst ins Zentrum der Auswahl gerückt.

Erklärtermaßen bilden die französische Literatur und Kultur sowie die deutsch-französischen Beziehungen in den zehn Jahren nach Versailles den Kern des wissenschaftlichen und intellektuellen Engagements Curtius', danach betrachtet er seine Beschäftigung mit dem „modernen Frankreich“ als „abgeschlossen“ (II, S. 488). In der Weimarer Zeit entfaltet Curtius nicht nur eine noch heute beeindruckende (literatur-)wissenschaftliche Aktivität, sondern es gelingt ihm (als einzigem Romanisten seiner Zeit) auch, mit vielen Repräsentanten des *NRF*-Kreises freundschaftliche Beziehungen zu pflegen und in französischen Zeitschriften zu publizieren. Wie ungewöhnlich gut, etwa im Vergleich mit anderen Romanisten, Curtius die französische Literatur seiner Zeit kennt, illustriert sein Briefwechsel des Jahres 1922 (I, S. 131–133, 138–141) mit Marcel Proust (dem er einen der ersten in Deutschland erschienenen Artikel widmet, wofür ihm Proust dankt). Im selben Jahr dankt Curtius André Gide, mit dem er meist auf Französisch korrespondiert, für „Ihre Notiz in der *NRF*. [...] Ich habe das Gefühl als ob eine neue Zeit anbräche – eine Aera der europäischen Vernunft und der guten Sitten“ (II, S. 124): Das weit über die Literatur hinausreichende, aber mit ihr eng verbundene Projekt Curtius' wird deutlich. Von den Repräsentanten des *NRF*-Keises und der Pontigny-Dekaden sind mit an sie gerichteten Briefen zum Beispiel Jacques Heurgon, Robert Minder und Jean Paulhan vertreten, von Korrespondenzen mit anderen *NRF*-Repräsentanten liegen Ausgaben vor. Wie eigenwillig und selbstbewusst Curtius seine Konzeption einer „Aera der europäischen Vernunft“ und der deutsch-fran-

2 *NRF*: *Nouvelle Revue Française*.

zösischen Kooperation vertritt, zeigt sein polemisch offener Brief an den Pontigny-Teilnehmer Félix Bertaux (14. November 1925, II, S. 176–178); wie sehr er wiederum andere Franzosen für sich einzunehmen weiß, illustriert Gides Tagebucheintrag nach einem Heidelberg-Besuch im Jahre 1927: „Oft fühle ich mich ihm näher als vielleicht irgendeinem anderen“ (II, S. 150), und diese Beziehung überdauert die NS-Zeit, wie ein Besuch Gides in Bonn im Juli 1947 dokumentiert.

Ein zweiter Brief-Komplex betrifft die NS-Zeit. Zu deren Beginn spricht Curtius in einem Brief an Rudolf Smend vom 14. Mai 1933 in Hinblick auf die „nationalsozialistische Revolution“ offen von der „ganzen Schwere“ der „Katastrophe“, deutet aber schon seine Reaktion auf die neue Situation an: „Ich habe seit 1919 genug geschrieben, um jetzt das Recht auf ein langes Schweigen zu haben“ (II, S. 283). In der Tat sollte er während der zwölfjährigen NS-Herrschaft kein Buch veröffentlichen, gegenüber acht Titeln von 1919 bis 1932. Und er kritisiert die neuen Verhältnisse, etwa wenn er Ende 1933 aus Colpach (Luxemburg) an René Janin schreibt: „Tu sais qu’en Allemagne la correspondance est contrôlée [...] Il me serait donc impossible de t’envoyer, de Bonn des informations politiques ou tout simplement de parler politique“ (II, S. 288), und hinzufügt: „La révolution nazie est pour moi, évidemment, une chose odieuse. C’est l’abolition de toutes les libertés personnelles, c’est le défi jeté à la culture, à l’humanité, à tout ce qui fait pour moi le sens de la vie“ (ebd.). NS-kritische Briefe schreibt er vor allem bei Auslandsaufenthalten, aufgenommen sind ein Brief aus dem Schweizer Sommerurlaub 1934 an Jacques Heurgon (II, S. 301–303), im März 1937 aus Luxemburg an Gerhard Masur (II, S. 365–367), von dort im Juni 1939 erneut an René Janin (II, S. 390–391) und ein weiteres Mal im August 1939 aus der Schweiz (II, S. 393–394).

Es gibt freilich auch Briefe, in denen eine (zu?) große Vorsicht zum Ausdruck kommt, wie in jenem an Karl Vossler vom Mai 1933, in dem er dessen „sympathische Anregung“ (II, S. 284), sich für Leo Spitzer einzusetzen, wegen Aussichtslosigkeit ablehnt, vor allem aber zwei mit „Heil Hitler!“ beendete Briefe aus dem Jahr 1935 an Hans Friedrich Blunck, den ersten Präsidenten der Reichsschrifttumskammer, mit dem er Deutschland im Juni 1935 bei den Lissabonner Festwochen und bei der 300-Jahrfeier der Académie Française vertritt. In anderen Briefen sucht man diese Schlussformel vergebens. Aber auch einige von Bonn ins Ausland oder vom Ausland nach Deutschland geschriebene Briefe belegen seine Einstellung zum NS-Regime: jener vom Mai 1935 an Karl Wolfskehl in Florenz, in dem er um Hilfe für seinen (jüdischen) Schüler Felix Lederer bittet, jener an Karl Jaspers in Heidelberg aus der Schweiz im Sommer 1937, in dem er „die bestürzende Nachricht von Ihrer Entpflichtung“ (Jaspers war im Juni 1937 wegen seiner jüdischen Ehefrau in den Ruhestand versetzt worden) „beklagt“ (II, S. 371–372), oder jener vom März 1938 an Ortega y Gasset (II, S. 379–381), der gegen den Franco-Putsch in Spanien protestiert hatte und ins französische Exil gegangen war.

Vor allem aber gibt es einen Brief, der einen demonstrativen Akt gegenüber dem NS-Regime darstellt. Während der Vorbereitungen zu seiner Reise nach Portugal und Frankreich schreibt er am 2. Juni 1935 von Bonn einen Gratulationsbrief (II, S. 328–330) zum 60. Geburtstag Thomas Manns, den dieser am 6. Juni in Küsnacht feiert. Auch wenn Curtius vor allem auf die großen Werke des Nobelpreisträgers und „nur in sehr indirekter Form auf die deutschen Verhältnisse eingeht“ (Kommentar Hausmann, Bd. II, S. 330), ehrt es Curtius nicht nur, „daß er den in Deutschland Verfeimten nicht vergißt“ (ebd.). Gerade angesichts der Äußerungen Curtius' zur Zensur und seiner Konsequenz, bestimmte Briefe nur vom Ausland ins Ausland zu schreiben, stellt dieser Brief aus Bonn in die Schweiz auch eine eindeutige Solidarisierung mit dem Exilierten dar. Wenn Curtius Thomas Mann als einen „kämpfenden, sich bemühenen, aber auch fechtenden und richtenden Geist“ bewundert, der mit den „Legenden und Mythologien“, mit denen „ein verdächtiger, nicht erst von George inauguriertes literarischer Götzendienst uns verseucht hat“ (II, S. 329) Schluss gemacht habe, so stellt er ihn nicht nur über alle deutschsprachigen Schriftsteller der Zeit, sondern rechnet auch mit der NS-Literatur ab. Wie man diesem Curtius die „Ermächtigung der Gegenrevolution“³ unterstellen, in ihm also einen Wegbereiter des Nationalsozialismus erblicken konnte, ist angesichts solcher Briefe schwer verständlich.

Ein dritter, auch auf Grund der Zahl der Briefe herausgehobener Komplex betrifft die Nachkriegszeit, das heißt während der Arbeit an *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. Die ersten Briefe gehen an Werner Krauss (20. Juli 1945), Bruno Snell (12. und 24. September 1945), Karl Hansen (14. September 1945), Arthur von Machui (8. November 1945) und Jean de Menasce (Dezember 1945 und 22. Dezember 1945). Dass der wegen seiner Beteiligung an der „Roten Kapelle“ zum Tode verurteilte Krauss einer der ersten Adressaten ist, bedarf keines weiteren Kommentars. Die beiden Briefe an Snell und der an Hansen betreffen den Ruf auf eine Professur in Hamburg, den Curtius ablehnt. Aufschlussreich für seine Einstellung während der NS-Zeit ist der Brief aus Anlass des Machui-Artikels „Dem Gedächtnis Adolf Reichweins“ in der *Sammlung* (1, 1945, S. 1–11). Curtius spricht von seiner Freundschaft zu Reichwein und dem Brief, den das Mitglied des Kreisauer Kreises ihm unmittelbar vor seiner Festnahme durch die Gestapo schrieb und in dem er ein Treffen plante, um „mit Dir an die Zukunft (ja: an die Zukunft!) zu denken“ (II, S. 455), und Curtius kommentiert in seinem Machui-Brief: „Vielleicht hätte er im heutigen Deutschland eine große politische Aufgabe gehabt“ (II,

³ Peter Jehn, „Die Ermächtigung der Gegenrevolution. Zur Entwicklung der kulturideologischen Frankreich-Konzeption bei Ernst Robert Curtius“. In: Michael Nerlich (Hg.), *Kritik der Frankreichforschung. 1871–1975*. Berlin 1977, S. 110–132. Die Anspielung auf das „Ermächtigungsgesetz“ ist besonders problematisch.

S. 454). Ebenso aufschlussreich sind die beiden in Colpach, wohin Curtius und seine Frau Weihnachten 1945 eingeladen waren, geschriebenen Briefe an Jean de Menasce. In einem der beiden Briefe skizziert er seine Situation, erwähnt aber auch die „vielen Geschichtsfälschungen, die von der Nazi-Wissenschaft begangen wurden“ (II, S. 456). Im zweiten Brief skizziert er sein großes Projekt, das noch den Titel trägt: „Lateinisches und romanisches Mittelalter. Untersuchungen zur literarischen Tradition Europas“. Den umstrittenen *Deutschen Geist in Gefahr* von 1932 und seine folgende psychische Krise bezeichnet er als „Antizipation des Grauens [...] das 1933 begann“ und bewertet die Wirkung der lateinisch-römischen Tradition für ihn und sein Werk „als Archetyp im Jungschen Sinne, und d. h. zugleich als ein mit vielfältiger Bedeutung und Energie geladenes Symbol“ (II, S. 458). So wie mehr als 20 Jahre zuvor mit der Erwartung einer gegenwärtigen „Aera der europäischen Vernunft“ projiziert er seine Hoffnungen nun in die „abendländischen“ Traditionen, mit der Intention, „eine tiefgehende Revision der europäischen Bildungsgeschichte“ (II, S. 459) zu bewirken – insofern besteht durchaus ein Zusammenhang mit der „Krise“ des *Deutschen Geistes in Gefahr*. Bemerkenswert ist in diesem Kontext der Brief an Erich Auerbach, mit dem Curtius für die Übersendung der *Mimesis* dankt (1. Januar 1947) und in dem er dem als Konkurrenten betrachteten Kollegen und seinem Werk eine „bewundernswerte Leistung“ attestiert und resümiert: „Die überlegene geistige Haltung und die edle Sprachform des Buches machen die Lesung zum Genuss“ (II, S. 475).

Die zum damaligen Zeitpunkt außergewöhnliche Reise in die USA zum „Goethe-Bicentennial“ in Aspen (27. Juni bis 17. Juli 1949), wo er Arnold Bergstraesser, Giuseppe A. Borgese, Martin Buber, José Ortega y Gasset, Albert Schweitzer und Thornton Wilder (wieder)trifft, und die folgende Einladung durch Robert Oppenheimer an das Institute for Advanced Studies in Princeton (1. September bis 31. Dezember 1949), wo er Auerbach begegnet und mit ihm (kontrovers) diskutiert, ist durch Briefe an Thornton Wilder, Ortega y Gasset und Robert Oppenheimer belegt. Curtius betrachtet diese Einladungen zu Recht nicht nur als eine besondere Ehrung, sondern auch als eine Anerkennung seines Werkes insbesondere des im November 1948 erschienenen Buches *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, und nicht zuletzt der deutschen Geisteswissenschaften. In einem Brief an Kurt Singer (12. September 1950) vergleicht er die Goethe-Feiern mit Pontigny, „aber Aspen hatte eine viel weitere, freiere, würdigere Atmosphäre“ (II, S. 570), und Erwin Panofsky schreibt er wenig später (3. Januar 1951): „Wir denken oft an Princeton zurück: freudig dankbar“ (II, S. 573).

Bis zu seinem Tode verkehrt Curtius brieflich unter anderem mit Erich Auerbach, Carl Jakob Burckhardt, Gottfried Benn, Jorge Guillén, Marguerite Yourcenar und Walter Höllerer, er ist ein kultureller Repräsentant Adenauer-Deutschlands, und die Berufung in den Orden Pour le Mérite bildet den Anlass eines Briefwechsels mit Theodor Heuss. Doch in der Zeit vor 1933, in der Curtius sich für die deutsch-französische Verständigung engagiert, ist er neuen literarisch-kulturellen Entwicklungen gegenüber am offensten; dafür sprechen die Briefe an Marcel Proust ebenso wie die Korrespondenzen mit (späteren) Literatur-Nobelpreisträgern wie T. S. Eliot, André Gide, Thomas Mann oder Romain Rolland.

Während die *Briefe aus einem halben Jahrhundert* das Panorama der Aktivitäten und Verbindungen Curtius' widerspiegeln, gestatten die *Freundesbriefe*, neben dem Wissenschaftler und dem Intellektuellen auch dem Menschen Curtius zu begegnen, und zwar mit Seiten seiner Persönlichkeit, die er sonst nicht offenbart. Curtius lernt den elf Jahre jüngeren Max Rychner 1923 persönlich kennen, noch im selben Jahr stellt er ein Kapitel seines *Balzac*-Buches für dessen Zeitschrift *Wissen und Leben* zur Verfügung. Zur Freundschaft wird diese Bekanntschaft während eines Treffens am Vierwaldstätter See (29.–31. August 1925), auf das Curtius am 2. September 1925 so reagiert: „Nimm Dank. Lass Dir danken. Alles war gut. Alles war wunderbar. Fühle das auch von Dir aus“ (I, S. 67), und zwei Tage später, noch enthusiastischer und intimer: „Fürchte Dich nicht, es wird alles gut, es ist alles gut. Wenn ich heute nicht schriebe, schriebe ich nie mehr [...] Liebe – alle Liebe – ist immer über das Verstehen, weil sie das Ich in ein Über-ich reißt. Ich verlange nichts von Dir als daß Du mir gut bist“ (I, S. 71). Curtius hat beiden Briefen das Postscriptum beigegeben: „Vernichte dieses Blatt“ (I, S. 67), und man versteht seine Witwe, die 1974 in einem anderen Zusammenhang urteilt: „all lettres seem to me so much part of our personality, that publications seem to me like prostitution“ (I, S. 16). Rychner offenbart sich nie in gleicher Weise, aber seit den Sternennächten des Vierwaldstätter Sees verbindet beide eine unverbrüchliche Freundschaft. Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs ist Rychner in stärkerem Maße Nehmender als Gebender, während der Kriegsjahre wechseln beide nur 13 Briefe oder Karten, und nach 1945 hilft der Schweizer Feuilleton-Chef (er leitet von 1939 bis 1962 den Kulturteil der *Tat*) materiell und mit attraktiven Publikationsmöglichkeiten dem Bonner Freund, an den vertraglichen Bedingungen des Bandes *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* wirkt er maßgeblich mit. Beide verstehen sich als Kenner der europäischen Literatur und als kritische Freunde der deutschen und der französischen Literatur. Die Breite, die Sensibilität und die Subtilität der literarischen Interessen und Kenntnisse ist beeindruckend, für beide bildet Goethe die absolute Referenz. In einem Brief vom April 1926 schreibt Curtius: „Wir Goetheaner wissen das“ (I, S. 118) – Goethe hat die meisten Einträge im Namensregister der Korrespondenz.

Beide sind nicht frei von Antisemitismus, weder vor noch nach der Shoah (z. B. I, S. 237, 239, 579, 581). Bei Kommentaren, Kritiken, Spott und Ironie über andere legen sie sich keinerlei Zügel an. So kommentiert Curtius in einem Brief von Dezember 1924 Jacques Rivière, den Redaktionssekretär der *NRF*: „Aber seine Bildung geht auf einen Handteller“ (I, S. 51), doch der Spott wird auch untereinander praktiziert, so wenn Rychner am 16. Januar 1925 einen Paris-Besuch Curtius' kommentiert: „Als lockerer Zeisig seien Sie dem warmen Nest der Rupperta [sic] Carola enthüpf und lüsternen Blickes um die Sorbonne gestrichen“ (I, S. 53) und sich über den Wechsel von Marburg nach Heidelberg im Jahr zuvor

mokiert. Bei bestimmten Gelegenheiten schlägt die Ironie in Zynismus oder Brutalität um, so wenn Curtius voller Genugtuung schreibt: „Nach Bertaux habe ich inzwischen Rolf Schottländer, den Proust-Übersetzer, hingerichtet [in der *Literarischen Welt*]“ (I, S. 90); der Kommentar spricht zu Recht von „emotionalen Ausfällen“ (I, S. 91). Noch rücksichtsloser geht Curtius mit dem Frankfurter Anglisten Hans Glunz um. Seine Rezension zu dessen *Literaturästhetik des europäischen Mittelalters* (1937), ein wichtiger Anstoß für *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, bezeichnet Rychner am 10. Februar 1938 zustimmend als eine „decapitatio maxima“ und freut sich: „Dem Glunzenden hast Du ein wahres speculum stultorum vorgehalten“ (I, S. 325) und erkennt mit „Da wächst in dir etwas heran, worüber noch zu staunen sein wird“ (I, S. 326) den späteren Literaturrezensenten der *Büchertagebücher*. Der nächste, dem ein solcher Verriss gilt, sollte Karl Jaspers sein, dem Curtius 1949 die Deutungshoheit im Goethe-Jahr bestreitet. Rychner veröffentlicht Curtius' Artikel „Goethe oder Jaspers“ (*Die Tat*, 2. April 1949) und kommentiert eine Jaspers-Fotografie in einem Brief vom 16. April 1949 unter anderem so: „man hat den Eindruck, er lebe über seine Verhältnisse, aber nicht auf vergnügte Weise“ (I, S. 471), was Curtius zustimmend beantwortet: „Deine physiogn. Deutung des Jasperculus würde 1 Lavater Ehre gemacht haben“ (I, S. 473).

Rychner ist zu dieser Zeit einer der renommiertesten Literaturkritiker deutscher Sprache und Curtius auf der Höhe seines Schaffens angelangt. Beide sind zutiefst kulturkonservative Europäer, die ein humanistisches Bildungsideal vertreten und für es kämpfen, „das man ‚elitär‘ und ‚apolitisch‘ nennen [mag], aber man könnte auch, und dazu würde man gegenwärtig sogar eher tendieren, von ‚exzellent‘ und ‚europäisch‘ sprechen“ (Vorwort, I, 20). Exzellent sind in der Tat die Kenntnisse der europäischen, insbesondere der deutschen und französischen Literatur und Kultur, der griechisch-römischen Antike und des Mittelalters, und beide sind sich in dieser Hinsicht ihrer Überlegenheit (fast zu) sicher, worin sie die Aufmerksamkeit, die ihnen berühmte Zeitgenossen wie Paul Valéry, André Gide, T. S. Eliot oder Thomas Mann zollen, bekräftigen. Auch insofern stellt ihr Briefwechsel ein „Dokument europäischer Geistesgeschichte“ dar.

Hans Ulrich Gumbrecht hat Curtius unter der ihm entliehenen Überschrift „Zeitlosigkeit, die durchscheint in der Zeit“, ein „unhistorisches Verhältnis zur Geschichte“ attestiert.⁴ Das ‚zeitlose‘ Projekt *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* hat jedoch mit der Zeit, durch die es scheinen soll, sehr viel zu tun, und die Briefe illustrieren, inwieweit das Scheitern des zehnjährigen Verständigungsprojekts die Hinwendung zur nur scheinbar ‚zeitlosen‘ Tradition und

⁴ Hans Ulrich Gumbrecht, *Vom Leben und Sterben der großen Romanisten*. München 2002, S. 50.

das „Recht auf ein langes Schweigen“ historisch bedingen. Wenn Werner Krauss in der „entschlossenen Gegenwartsflucht“ Curtius’ den „Typus des ‚Katakombengelehrten‘ verkörpert“ sieht, so nimmt Curtius diese Verortung in einem Brief vom 29. Oktober 1933 an Catherine Pozzi vorweg: „notre vie [...] si ‚intellectuelle‘, si cachée, vie de catacombes“.⁵ Hans Robert Jauß macht Curtius für den „Rückzug der Philologien in die Katakomben der Vergangenheit“⁶ verantwortlich, und dieser Vorwurf löst 1995 die Jauß-Debatte aus.⁷ Doch die ‚Rückzüge‘ in *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* zeugen vielleicht von einem noch heute beispielhafteren historischen Bewusstsein als strategische Vorstöße oder Rückzüge einer sich als Avantgarde betrachtenden Elite.

Für eine Historisierung Curtius’ liefern beide Briefwechsel eine beeindruckende Fülle von Material. Die immer extrem umsichtig und umfassend den literarisch-kulturell-politischen Kontext der einzelnen Briefe, ihrer Adressaten und ihrer historischen Situation rekonstruierenden Kommentare des Herausgebers lassen uns die Historizität Curtius’ besser verstehen. Dass Curtius ein philologisches Modell verkörpert, das heute nicht mehr wie zu seiner Zeit praktiziert werden kann, liegt auf der Hand. Doch jenseits des Curtiusschen Nationalismus und trotz der Divergenzen mit Erich Auerbach trifft gerade für Curtius’ *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, das Auerbach als das „eindrucksvollste“ Werk „historisch-synthetischer Literaturbetrachtung“ bezeichnet, das zu, was dieser zu Ende der „Philologie der Weltliteratur“ fordert: „Wir müssen, unter veränderten Umständen, zurückkehren zu dem, was die vornationale mittelalterliche Bildung schon besaß: zu der Erkenntnis, daß der Geist nicht national ist.“⁸

5 Lawrence Joseph, „Ernst Robert Curtius. Lettres à Catherine Pozzi (1928–1934)“. In: Jeanne Bem/André Guyaux (Hgg.), *Ernst Robert Curtius et l’idée de l’Europe*. Paris 1995, S. 388–389.

6 Hans Robert Jauß, „Paradigmenwechsel in der Literaturwissenschaft“. In: *Linguistische Berichte* 3 (1969), S. 47.

7 Earl Jeffrey Richards, „La conscience européenne chez Curtius et chez ses détracteurs“. In: Bem / Guyaux (Anm. 5), S. 257–286.

8 Erich Auerbach, „Philologie der Weltliteratur“ [1952]. In: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Romanischen Philologie*. Bern – München 1967, S. 310.